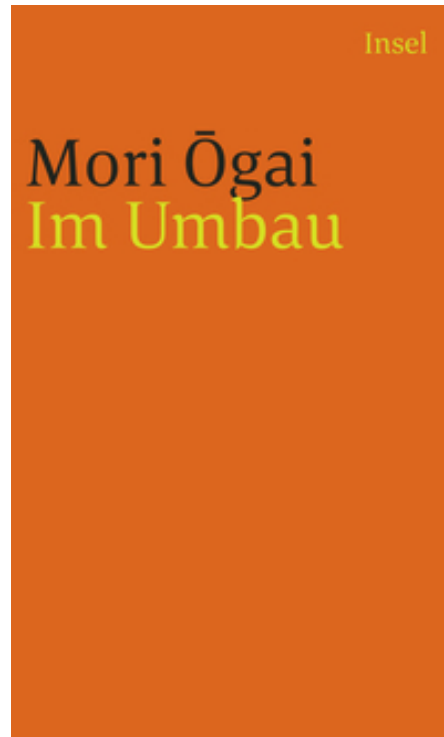


Insel Verlag

Leseprobe



Mori, Ōgai
Im Umbau

Gesammelte Erzählungen

© Insel Verlag
978-3-458-24171-3

JAPANISCHE BIBLIOTHEK
IM INSEL VERLAG



Wer sich mit der modernen japanischen Literatur beschäftigt, stößt früher oder später auf den Namen Mori Ōgai. Geboren im Feudalsystem kurz vor dessen Zusammenbruch, beteiligt am »Umbau« Japans in einen modernen zentralistischen Staat, gestorben zur Zeit des breiten demokratischen Aufbruchs nach dem Ersten Weltkrieg, wirft seine widersprüchliche Gestalt und sein umfangreiches Werk viele literarische, weltanschauliche und allgemein kulturelle Fragen Japans im Übergang zur Moderne auf.

Sein Leben bestimmten das Studium in Deutschland von 1884 bis 1888 sowie der Dienst als Militärarzt von 1881 bis 1916. Wie kein anderer Autor dieser ersten Generation moderner Schriftsteller in Japan hat Mori Ōgai Europa »erfahren«. Und obgleich er als einziger Autor des modernen Japan beruflich auf der Seite des Staates stand, blieb er gleichwohl ein durchgängig kritischer Beobachter jenes Umbaus, an dem er selbst in führender Position teilnahm. Andererseits ist Mori Ōgai ein Sonderfall. »Japanische Tradition« ist bei ihm nicht – wie bei vielen anderen in Europa als eigentümlich »japanisch« angesehenen Autoren – die Welt einer erhöhten ästhetischen Sensibilität, wie wir sie aus der klassischen Literatur Japans kennen, sondern die durch moralischen Rigorismus und chinesische Bildung bestimmte Welt der Samurai der späten Feudalzeit, der er sich in seinen letzten Jahren auch als Historiker widmete.

Der vorliegende Band vereinigt elf Texte aus allen Schaffensperioden dieses Autors, meist erstmals ins Deutsche übersetzt. Drei frühe Erzählungen (1890/91) geben ein eigenartig exotisches Bild Deutschlands, gesehen mit den Augen eines dort studierenden Japaners. Sie sind ein Zeugnis der frühen Aneignung europäischer Literatur und europäischer Welt.

MORI ŌGAI IM UMBAU

Gesammelte Erzählungen
Ausgewählt, aus dem Japanischen
übertragen und erläutert von
Wolfgang Schamoni
Insel Verlag

Originaltitel der Titelerzählung:
Fushinchū

In der Japanischen Bibliothek werden alle Namen in ihrer ursprünglichen japanischen Gestalt belassen. Hierbei steht in der Regel der Familienname voran, gefolgt vom persönlichen Namen oder einem Schriftstellernamen.

Erste Auflage 2019
insel taschenbuch Berlin
© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1989
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-458-24171-3

INHALT

Die Tänzerin (<i>Maibime</i>)	7
Wellenschaum (<i>Utakata no ki</i>)	34
Der Bote (<i>Fumizukai</i>)	59
Becher (<i>Sakazuki</i>)	81
Die Landungsbrücke (<i>Sanbashi</i>)	86
Im Umbau (<i>Fushinchū</i>)	92
Hanako (<i>Hanako</i>)	99
Illusionen (<i>Mōsō</i>)	107
Der Zwischenfall in Sakai (<i>Sakai jiken</i>)	128
Das letzte Wort (<i>Saigo no ikku</i>)	161
Hanshan und Shide (<i>Kanzan Jittoku</i>)	176
Anmerkungen	189
Nachwort	211

DIE TÄNZERIN (1890)

Das Schiff hat neue Kohle geladen, und es ist nun wieder still ringsum. Die Tische im Speisesaal der zweiten Klasse stehen verlassen da, und die festlichen Glühlampen erleuchten nutzlos den Raum. Denn heute sind die Kartenspieler, welche sich allabendlich hier versammelten, an Land gegangen, um in einem *Hotel* zu übernachten. Ich allein bin zurückgeblieben.

Es war vor fünf Jahren. Mein langgehegter Wunsch war in Erfüllung gegangen und ich hatte den amtlichen Auftrag zum Studium in Europa erhalten. Bis hierher, zum Hafen von Saigon, gekommen, erschien mir alles, was ich sah, alles, was ich hörte, neuartig, und mein wortreiches Reisetagebuch belief sich täglich wohl auf mehrere tausend Wörter. Es wurde damals in einer Zeitung abgedruckt und von den Leuten bewundert. Rückblickend aber frage ich mich, wie es wohl einem nachdenklichen Leser erschienen sein mag: meine unreifen Gedanken und unverantwortlichen Behauptungen, meine wichtigtuerieschen Aufzeichnungen von alltäglicher Fauna und Flora, von Geologie und örtlichen Sitten und Gebräuchen. Das Heft, das ich diesmal vor Antritt der Heimreise gekauft habe, um ein Tagebuch zu führen, besteht immer noch aus unbeschriebenem Papier. Vielleicht habe ich während meines Studiums in Deutschland eine Haltung des *nil admirari* entwickelt? Nein, da gibt es einen anderen Grund.

Tatsächlich bin ich, der ich nun nach Osten heimkehre, nicht der gleiche wie der, der damals nach Westen fuhr. Auch wenn es in der Wissenschaft noch viele Bereiche gibt, in denen mein Wissensdurst nicht gestillt ist, so habe ich doch das Auf und Ab der Welt kennengelernt, habe nicht nur die Unzuverlässigkeit der Menschen erfahren, sondern auch begriffen, wie wechselhaft mein eigenes Herz ist. Für wen sollte ich festhalten, wie sich heute als schlecht darstellt, was mir gestern gut

erschien? Wem sollte ich die Aufzeichnungen meiner Augenblicksempfindungen zeigen? Kann ich vielleicht deshalb kein Tagebuch zustande bringen? Nein, da gibt es einen anderen Grund.

Ach, seit das Schiff den Hafen von Brindisi verließ, sind bereits mehr als zwanzig Tage vergangen. Gewöhnlich knüpft man während einer Seefahrt sogar mit bisher völlig unbekannten Menschen Kontakte und vertreibt sich gemeinsam die Langeweile. Aber ich schützte eine geringfügige Krankheit vor und blieb in meiner Kabine, und ich sprach kaum mit den Mitreisenden. Denn mich peinigt ein Schmerz, von dem die anderen nichts wissen. Anfangs überzog dieser Schmerz mein Herz wie ein Wolkenstreif und bewirkte, daß ich weder die Schönheit der Schweizer Berge wahrnahm, noch den historischen Stätten Italiens meine Aufmerksamkeit schenkte; dann aber ließ er mich der Welt überdrüssig werden, ließ mich an mir selbst verzweifeln und bereitete mir unbeschreibliche innere Schmerzen, bis er schließlich in die Tiefe meines Herzens absank und sich dort als ein dunkler Punkt festsetzte. Jedesmal jedoch, wenn ich etwas Bestimmtes lese, jedesmal wenn ich etwas Bestimmtes sehe, dann weckt er ein grenzenloses Gefühl der Sehnsucht nach der Vergangenheit in mir, so wie eine Gestalt im Spiegel ein Bild erweckt, so wie eine Stimme ein Echo hervorruft. Wie soll ich nur diesen Schmerz auslöschen? Wäre dieser Schmerz anderer Art, so würde ich ihn in einem Gedicht aussprechen, würde ihn in einem Liede singen, und meine Stimmung würde wohl leichter. Aber dieser Schmerz ist so tief in mein Herz eingeprägt, daß mir dies nicht möglich erscheint. Da ich heute jedoch allein bin, und es noch einige Zeit dauern wird, bis der Steward kommt und die Lichter ausschaltet, will ich versuchen, meine Geschichte in groben Zügen niederzuschreiben.

Von klein auf habe ich eine strenge familiäre Erziehung genossen; mein Lerneifer ließ auch nach dem frühen Tode meines Vaters nicht nach, so daß, sowohl während meiner Schulzeit in der Heimat, wie auch in Tōkyō auf der Präparanda,

und selbst nachdem ich in die Juristische Fakultät der Universität eingetreten war, der Name Ōta Toyotarō immer an der Spitze der Klassenrangliste stand, was meiner Mutter, die alle Hoffnungen auf ihr einziges Kind setzte, zweifellos ein großer Trost gewesen ist. Mit neunzehn erwarb ich den Rang eines Bakkalaureus, in diesem Alter eine – wie mir gesagt wurde – seit Gründung der Universität noch nie dagewesene Auszeichnung. Ich wurde bei einem Ministerium angestellt, holte meine Mutter aus der Heimat nach Tōkyō und verbrachte so drei glückliche Jahre. Da ich die besondere Aufmerksamkeit meiner Vorgesetzten genoß, erhielt ich den Auftrag, nach Europa zu gehen und meine Abteilung betreffende Amtsgeschäfte zu studieren. Bei dem Gedanken, daß dies die Chance sei, mir Ruhm zu erwerben und für den Aufstieg meiner Familie zu sorgen, fiel es mir nicht allzu schwer, meine über fünfzigjährige Mutter zurückzulassen und in die Ferne, in die Stadt Berlin zu reisen.

Mit der vagen Erwartung von Erfolg und Ruhm und einer an Fesseln gewöhnten Lernfähigkeit stand ich plötzlich in der Mitte dieser neuen Metropole Europas. Welcher Glanz traf meine Augen, welche Farbenpracht verwirrte mein Herz! Übersetzt man »Unter den Linden« mit »Bodaijuka« (»Unter den Bäumen der Erleuchtung«), so stellt man sich dabei einen abgeschiedenen, stillen Ort vor. Aber seht die Herren und Damen, die in Gruppen auf den beidseitigen, steingepflasterten Bürgersteigen dieser schnurgeraden Straße gehen! Die Offiziere mit strammer Haltung und breiten Schultern und mit in allen möglichen Farben prangenden Gala-Uniformen (damals pflegte sich noch Kaiser Wilhelm 1. am Fenster zur Straße zu zeigen), die entzückenden, nach Pariser Art aufgeputzten Mädchen: alles und jenes erregte mein Auge. Die vielen geräuschlos über den Asphalt der Straße fahrenden Pferdedroschken; in einer Lücke zwischen den wolkenhohen Palästen ein Springbrunnen, der seine Fontäne gegen den blauen Himmel steigen und wie einen Gewitterregen herabfallen läßt; und in der Ferne, jenseits des Brandenburger To-

res schwebt aus den dichten Laubbäumen das Standbild der Göttin auf der Siegessäule gen Himmel. All dies lag einem direkt vor Augen, so daß, wer zum ersten Male hierher kam, gar nicht alles aufzunehmen vermochte. Aber ich hatte mir selbst geschworen, niemals und nirgendwo mein Herz von einem verführerischen Anblick bewegen zu lassen, und hielt immer einen Abstand zu allem, was auf mich einstürmte.

Die preußischen Beamten, bei denen ich die Klingel zog, um mein offizielles Empfehlungsschreiben vorzulegen und den Grund für mein Kommen zu erläutern, empfingen mich alle mit großer Freundlichkeit und versprachen, mir in allen Dingen zu Rate zu stehen und zu helfen, sobald die Formalitäten von der Gesandtschaft aus ordnungsgemäß erledigt wären. Zum Glück hatte ich in meiner Heimat Deutsch und Französisch gelernt. So fragt mich jeder bei der ersten Begegnung, wann und wo ich diese Sprache gelernt habe.

Ich schrieb mich in die Berliner Universität ein, um – mit Hilfe einer Genehmigung, die ich vor meiner Abfahrt eingeholt hatte – in der Zeit nach Erledigung meiner Amtspflichten politische Wissenschaft zu studieren.

Nach ein, zwei Monaten hatte ich die offiziellen Besuche hinter mir und meine Untersuchungen kamen voran. Über die eiligen Angelegenheiten verfaßte ich einen Bericht und sandte ihn nach Japan; das übrige schrieb ich in mehreren Notizheften nieder. In der Universität gab es keinen Studiengang, der, wie ich in meiner Naivität geglaubt hatte, zum Politiker führte, und so schwankte ich, was ich belegen sollte. Schließlich entschied ich mich für zwei oder drei juristische Vorlesungen, bezahlte die Studiengebühren und besuchte diese Veranstaltungen.

So vergingen drei Jahre wie im Traum. Des Menschen natürliche Neigungen sind auf Dauer nicht zu verbergen: Seit der Zeit, als ich, die letzten Worte meines Vaters achtend und die Ermahnungen meiner Mutter befolgend, unermüdlich lernte und glücklich war, wenn ich als Wunderkind bezeichnet wurde, bis zu der Zeit, da ich pausenlos arbeitete und

mich freute, wenn mein Vorgesetzter mich als tüchtige Kraft lobte, all die Jahre hatte ich als ein bloß passiver, mechanischer Mensch gearbeitet, ohne es selbst zu merken. Jetzt war ich fünfundzwanzig und spürte, vielleicht weil ich längere Zeit der freien Atmosphäre der Universität ausgesetzt gewesen war, in mir eine unbestimmte Unruhe. Das tief in mein Inneres versunkene Ich trat langsam an die Oberfläche und schien mit jenem falschen Ich, welches ich bis gestern gewesen war, den Kampf aufzunehmen. Mir war, als hätte ich begriffen, daß ich nicht der erfolgreiche Politiker sein würde und auch nicht der Jurist, der Gesetze memoriert und Urteile verkündet.

Ich dachte nach: Meine Mutter hat versucht, mich zu einem lebenden Lexikon zu machen; mein Vorgesetzter hat versucht, mich in ein lebendes Gesetzbuch zu verwandeln. Ein Lexikon zu werden, hätte ich noch ausgehalten, aber in ein Gesetzbuch konnte ich mich unmöglich verwandeln lassen. Bisher hatte ich auch bei nebensächlichen Fragen überaus sorgfältig geantwortet, aber nun begann ich in den Briefen an meinen Vorgesetzten immer häufiger zu argumentieren, man solle sich nicht an die Details des Rechtes klammern, und ich erklärte großspurig: Wenn man erst einmal den Geist des Rechtes begriffen habe, dann ergäben sich die trivialen Einzelheiten ganz von selbst. Nun machte mir das Studium endlich Vergnügen.

Mein Vorgesetzter hatte ursprünglich gemeint, er habe eine nach Gutdünken zu benutzende Maschine aus mir gemacht. Wie sollte er sich auch über jemanden freuen, der unabhängige Gedanken hatte und ungewöhnlich auftrat. Meine damalige Position war gefährdet, aber das allein hätte noch nicht genügt, meine Position umzukehren. Zwischen einer bestimmten einflußreichen Gruppe der in Berlin studierenden Japaner und mir bestand ein unerfreuliches Verhältnis; sie betrachteten mich mit Mißtrauen und schließlich verleumdeten sie mich. Aber geschah dies ganz ohne Grund?

Daß ich nicht mit ihnen zusammen trank und mich auch

nicht am Billardspiel beteiligte, führten sie auf meinen Starrsinn und meinen Willen, meine Begierden zu zügeln, zurück. Sie verspotteten mich und beneideten mich wohl auch. Aber sie taten es, weil sie mich nicht kannten. Denn wie sollte jemand anderes den Grund für dieses mein Verhalten kennen, wo ich ihn doch selbst nicht kannte? Mein Herz glich dem Blatt der Mimose: bei jeder Berührung zog es sich zusammen. Mein Herz war wie ein junges Mädchen. Daß ich seit meiner Kindheit die Ermahnungen der Älteren befolgend den Weg des Lernens beschritten hatte, auch daß ich den Weg des Staatsdieners gegangen war, das alles war nicht Ausdruck von Mut. Was als Durchhaltevermögen und Lerneifer erschien, war Betrug an mir selbst und anderen: Ich war einfach dem Weg, auf den mich andere geschickt hatten, geradeaus gefolgt. Wenn ich mich von äußeren Dingen nicht verwirren ließ, so nicht, weil ich den Mut hatte, auf Äußeres zu verzichten, sondern einfach, weil ich aus Angst vor den äußeren Dingen meine eigenen Hände und Füße gefesselt hatte. Bevor ich von zu Hause aufbrach, war ich überzeugt davon, Fähigkeiten zu besitzen, und ich glaubte fest an mein psychisches Durchhaltevermögen. Ach, auch das sollte sich bald als falsch erweisen. Bis das Schiff aus dem Hafen von Yokohama hinausfuhr, hatte ich mich für ungeheuer stark gehalten. Als ich dann die Tränen nicht zurückhalten konnte und das Taschentuch durchnäßte, da fand ich das selber seltsam, aber gerade das war wohl meine wahre Natur. Diese Seelenverfassung war mir wohl angeboren. Vielleicht hatte ich sie auch entwickelt, weil ich nach dem frühen Tode meines Vaters von meiner Mutter aufgezogen worden war.

Es war nicht weiter verwunderlich, daß jene japanischen Mitstudenten über mich lachten. Aber war es nicht lächerlich, daß sie mich beneideten? Diesen schwachen, jämmerlichen Menschen?

Wenn ich die Frauen sah, die grell geschminkt und auffallend gekleidet in den Cafés auf Kunden warteten, hatte ich nicht den Mut zu ihnen hinzugehen, und wenn ich die *Lebe-*

männer sah, mit dem Zylinder auf dem Kopf, einen Kneifer auf der Nase, und mit jener den preußischen Adeligen eigentümlichen nasalen Aussprache, da hatte ich nicht den Mut, mich ihnen anzuschließen, um mich mit ihnen zu amüsieren. Ich hatte weder diesen Mut noch war ich in der Lage, mit meinen unternehmungslustigen Landsleuten zu verkehren. Da ich mich von ihrer Gesellschaft fernhielt, verspotteten und beneideten sie mich nicht nur, sondern begannen mich mit Mißtrauen zu betrachten. Deshalb wurde ich grundlos beschuldigt, und deshalb mußte ich binnen kurzer Zeit zahllose Mühsal erdulden.

Es geschah eines Abends. Ich war im Tiergarten spazieren gegangen, war über die Allee Unter den Linden dann in Richtung Monbijou-Straße gegangen, wo ich wohnte, und bis zur alten Kirche in der Kloster-Straße gekommen. Ich weiß nicht, wie oft ich nach der Durchquerung des Lichtermeeres der Großstadt in diese enge, düstere Seitenstraße eingebogen bin und dann, gegenüber den Wohnhäusern, über deren Balkongeländer noch vom Morgen her Bettzeug und Nachthemden zum Auslüften gehängt waren, der billigen Wirtschaft, in deren Eingang ein alter Jude mit langen Schläfenlocken wartete, und einem Mietshaus, dessen eine Treppe direkt nach oben führte, während die andere Treppe in die Kellerwohnung, in welcher ein Schmied hauste, hinabführte – ich weiß nicht, wie oft ich dort vor der etwas zurückgesetzt errichteten dreihundertjährigen Kirche auf der anderen Straßenseite stand und wie benommen aufgeblickt habe.

Als ich diesmal dort vorbeigehen wollte, sah ich ein junges Mädchen, an das verschlossene Kirchentor gelehnt, leise vor sich hin weinen. Sie mochte sechzehn oder siebzehn sein. Ihr Haar, das unter dem Kopftuch hervorschaute, war von einer blassen, goldenen Farbe, ihre Kleidung war keineswegs unsauber oder unordentlich. Von meinen Schritten aufgeschreckt, wandte sie mir ihr Gesicht zu: ich müßte ein Dichter sein, um es beschreiben zu können. Diese blauen, reinen Augen mit ihrer fragenden Traurigkeit, halb verdeckt von den

langen feuchten Augenwimpern – wieso durchdrangen sie mit einem einzigen Blick mein wohlgerüstetes Herz bis zum Grunde?

Ob sie wohl einem unermeßlich schweren Leid begegnet war und deshalb hier selbstvergessen stand und weinte? Das Mitleid siegte über meine Ängstlichkeit und ich ging unwillkürlich zu ihr hin: »Warum weinen Sie? Vielleicht kann gerade ein hier fremder Ausländer Ihnen helfen?« Mich selbst überraschten meine kühnen Worte.

Sie schrak zusammen und blickte mein gelbliches Gesicht an. Meine aufrichtige Gesinnung war wohl an ihm abzulesen. »Sie scheinen ein guter Mensch zu sein, nicht so grausam wie *er* – oder wie meine Mutter.« Die momentan versiegtten Tränen begannen wieder hervorzuquellen und über die lieblichen Wangen zu fließen.

»Retten Sie mich! Retten Sie mich vor der Schande! Meine Mutter schlägt mich und sagt, ich solle ihm zu Willen sein. Mein Vater ist gerade gestorben. Wir müssen ihn morgen begraben, aber wir haben keinen Pfennig Erspartes im Haus.«

Ihre Worte ertranken in Schluchzen. Mit gesenktem Blick und zitternden Schultern stand sie da und ich blickte sie an.

»Ich werde Sie nach Hause bringen. Beruhigen Sie sich erst einmal, daß niemand Sie hört. Wir stehen hier ja auf der Straße.« Während ich sprach, hatte sie sich unversehens an mich gelehnt. In diesem Moment erhob sie plötzlich ihr Gesicht und lief fort, von Scham überwältigt, so als ob sie mich erst jetzt wahrgenommen habe.

Um nicht von den Leuten gesehen zu werden, eilte das Mädchen mit schnellen Schritten davon. Ich folgte ihr in das Haustor gegenüber der Kirche. Wir stiegen die Steintreppen, deren Stufen teilweise zerborsten waren, bis zum vierten Stock hinauf und kamen zu einer niedrigen Tür, durch die man nur gebückt eintreten konnte. Das Mädchen zog kräftig an dem gebogenen Ende eines verrosteten Drahtes, worauf von innen die heisere Stimme einer alten Frau fragte: »Wer ist da?« Gleich nachdem das Mädchen »Ich bin's, Elise, ich bin

zurück,« geantwortet hatte, wurde die Tür geräuschvoll geöffnet. Es war eine alte Frau, deren Haar teilweise weiß war und der – obgleich sie nicht unangenehm aussah – die Spuren der Armut auf ihre Stirn eingegraben waren. Sie trug ein altes wollenes Kleid und hatte schmutzige Pantoffeln an. Elise deutete mir gegenüber eine leichte Verbeugung an und ging hinein, worauf die alte Frau, als habe sie darauf gewartet, heftig die Tür zuschlug.

Ich stand eine Weile wie benommen da. Dann sah ich im trüben Schein der Petroleumlampe, daß auf der Tür mit Lackbuchstaben der Name »Ernst Weigert« geschrieben stand, und darunter: »Schneidermeister«. Das war wohl der Name des verstorbenen Vaters des Mädchens. Aus dem Inneren hörte man Stimmen, die zu streiten schienen. Dann wurde es ruhig und die Tür öffnete sich wieder. Die alte Frau entschuldigte sich umständlich für ihr unhöfliches Verhalten und lud mich ein, hereinzukommen. Die Tür führte in die Küche. Auf der Rechten war ein Fenster mit frischgewaschenen, schneeweißen Leinenvorhängen, auf der Linken ein Ofen aus primitiv aufgeschichteten Ziegelsteinen. Die Tür zum geradeaus liegenden Zimmer stand halb offen, und man sah ein mit weißem Tuch bedecktes Bett. Dort lag offenbar der tote Vater. Die alte Frau öffnete die Tür neben dem Ofen und führte mich hinein. Ich kam in eine zur Straße gelegene sogenannte *Mansarde*, d. h. ein Zimmer mit schräger Decke. Die Balken, die vom Dach herab zum Fenster verliefen, waren mit Tapeten beklebt. Dort, wo man aufrecht stehend an die Decke stoßen würde, stand ein Bett. Der Tisch in der Mitte des Zimmers war mit einem schönen Tuch bedeckt und darauf lagen einige Bücher und ein Fotoalbum. In einer Blumenvase steckten teure, eigentlich nicht hierher passende Blumen. Daneben stand, etwas verschämt, das Mädchen.

Sie war überaus schön. Über das milchweiße Gesicht lief im Schein der Lampe eine leichte Röte. Die schmalen zarten Hände und Füße paßten nicht zu einem Mädchen aus einer armen Familie. Nachdem die alte Frau das Zimmer verlassen

hatte, sagte das Mädchen mit etwas dialektgefärbten Worten: »Verzeihen Sie mir bitte, daß ich Sie in meiner Gedankenlosigkeit hierher geführt habe. Sie scheinen ein guter Mensch zu sein und werden mich nicht verachten. Mein Vater wird morgen begraben und ich habe mich auf Schaumberg verlassen – Sie werden ihn nicht kennen: er ist der Chef des Viktoria-Theaters. Ich arbeite bereits seit zwei Jahren bei ihm. Deshalb dachte ich, er werde uns zweifellos helfen. Aber wer hätte erwartet, daß er mein Unglück ausnützen und mich zwingen würde, ihm zu Willen zu sein? Bitte retten Sie mich, das Geld werde ich von meinem schmalen Lohn zurückzahlen, auch wenn ich selbst nichts zu essen hab. Wenn Sie mir nicht helfen, muß ich tun, was meine Mutter sagt –«. Sie schluchzte und zitterte am ganzen Körper. In den Augen, mit denen sie zu mir aufschaute, war ein Zauber, der es mir unmöglich machte, nein zu sagen. Ob sie selbst von dieser Wirkung ihrer Augen wußte?

In meiner Tasche waren zwei oder drei Mark in Silberstücken, aber das war schwerlich genug. Ich nahm deshalb meine Uhr heraus und legte sie auf den Tisch: »Damit werden Sie eine Zeitlang zurechtkommen. Der Mann vom Leihhaus soll in der Monbijou-Straße Nr. 3 nach Öta fragen. Ich werde die Uhr einlösen.«

Das Mädchen war sichtlich bewegt und drückte ihre Lippen auf meine ihr zum Abschied hingehaltene Hand, wobei heiße Tränen auf meinen Handrücken fielen.

Ach, was für ein unglückliches Schicksal führte sie in meine Unterkunft, um mir für diese Hilfe zu danken! In meinem Zimmer, wo ich – mit Schopenhauers Schriften zur Rechten und Schillers Werken zur Linken – jeden Tag konzentriert meinen Studien oblag, stand sie da wie eine einsam erblühte Blume. Von da an wurde der Kontakt zwischen mir und dem Mädchen enger. Auch meine Landsleute erfuhren davon und sie vermuteten sofort, daß ich unter den Tänzerinnen auf erotische Abenteuer aus sei. Aber zwischen uns beiden gab es nur harmlos-naive Freuden.

Unter meinen Landsleuten war einer – ich verzichte darauf, seinen Namen zu nennen – der gerne Ärger machte. Er berichtete meinem Vorgesetzten, daß ich häufig ins Theater ginge und mit Schauspielerinnen verkehrte. Mein Vorgesetzter, der sowieso unzufrieden war, daß ich mich so sehr in die Wissenschaft vertiefte, gab die Nachricht schließlich an die Botschaft weiter, und ich verlor Rang und Posten. Als der Botschafter mir dies mitteilte, sagte er zu mir: »Wenn Sie jetzt sofort in die Heimat zurückkehren, dann wird Ihnen ein Weg bereitet; falls Sie aber weiter hierbleiben, dann können Sie nicht mit offizieller Hilfe rechnen.« Ich bat mir eine Woche Bedenkzeit aus, und während ich hin und her überlegte, erhielt ich die zwei bittersten Briefe meines Lebens. Sie waren fast gleichzeitig aufgegeben worden: der eine war von meiner Mutter geschrieben, der andere kam von einem Verwandten und meldete mir den Tod meiner Mutter, die ich so sehr geliebt hatte. Ich vermag hier nicht zu wiederholen, was in dem Brief meiner Mutter stand, da mich die Tränen am Schreiben hindern.

Mein Umgang mit Elise war bis zu diesem Zeitpunkt reiner, als es Außenstehenden erscheinen mochte. Sie hatte wegen der Armut ihres Vaters nur eine ungenügende Erziehung genossen. Mit fünfzehn war sie dem Drängen eines Tanzlehrers gefolgt und hatte dieses niedrige Gewerbe erlernt. Nachdem sie den *Kursus* durchgemacht hatte, war sie in das Viktoria-Theater gekommen und nahm jetzt den zweiten Platz unter den Tänzerinnen ein. Aber das Los einer Tänzerin ist wahrlich elend – der Dichter Hackländer hat sie die modernen Sklaven genannt. Mit geringem Lohn an das Theater gefesselt, müssen sie tagsüber bei den Proben und abends auf der Bühne hart arbeiten. In der Theatergarderobe tragen sie Puder und Schminke auf und schmücken sich mit schönen Kleidern, aber draußen haben sie kaum genug zu essen und anzuziehen. Wie schwer muß es ihnen da fallen, Eltern und Geschwister zu ernähren! Deshalb sollen nur wenige schließlich nicht in jenes andere unendlich niedrige Gewerbe absin-

ken. Elise war diesem Schicksal entgangen, dank ihrer stillen Art und der beschützenden Hand ihres stolzen Vaters. Sie hatte von klein auf gerne gelesen, hatte aber nur die »*Kolportage*« genannten gemeinen Romane der Leihbuchhändler in die Hände bekommen. Nachdem sie mich kennengelernt hatte, las sie die Bücher, die ich ihr lieh; ihr Geschmack bildete sich langsam, sie sprach besseres Deutsch und bald machte sie auch weniger orthographische Fehler in ihren Briefen. So ergab sich zwischen uns beiden zunächst ein Lehrer-Schüler-Verhältnis. Als sie von meiner unerwarteten Entlassung erfuhr, erbleichte sie. Ich verbarg vor ihr, daß es etwas mit ihr zu tun hatte, und sie bat mich: »Verschweig es bitte meiner Mutter.« Dies geschah aus Furcht, ihre Mutter würde mich von ihr fernhalten, wenn sie erführe, daß ich mein Stipendium verloren hatte.

Ach, ich brauche es hier wohl nicht ausführlicher darzustellen – aber eben um diese Zeit begann ich plötzlich eine stärkere Liebe für sie zu empfinden, so daß mir eine Trennung nicht mehr möglich erschien. Vielleicht wird sich mancher wundern oder mich auch kritisieren, daß ich mich, vor einer großen Lebensentscheidung stehend, so verhielt. Meine Liebe zu Elise war von dem Moment an, da ich sie zum ersten Mal sah, keineswegs schwach gewesen. Nun aber traf der Anblick ihrer rührend schönen Gestalt mit dem aufgelösten Haar und dem gesenkten Gesicht, in das Mitleid mit meinem unglücklichen Schicksal und Trauer über eine mögliche Trennung geschrieben standen, mein durch Kummer und Schmerz aufgewühltes Herz. Wie im Traum hatte sich unser Verhältnis entwickelt: Ich konnte nicht mehr anders.

Der Termin mit dem Botschafter kam näher, mein Schicksal rückte heran. Falls ich jetzt direkt nach Hause zurückkehrte, würde ich eine Chance haben, meinen Ruf, der durch den Abbruch des Studiums beschädigt war, wiederherzustellen. Blicke ich aber, so hätte ich keine Möglichkeit, Geld für mein Studium zu erhalten.

Da kam mir Aizawa Kenkichi zu Hilfe, der nun mit mir

heimreist. Er war bereits in Tōkyō Privatsekretär von Graf Amakata gewesen. Als er im Amtsblatt von meiner Entlassung aus dem Beamtendienst las, überredete er den Chefredakteur einer bestimmten Zeitung, mich zum Korrespondenten zu machen und mich aus Berlin über Politik, Wissenschaft und Kunst berichten zu lassen.

Das Honorar, das mir die Zeitung zahlte, war kaum der Rede wert, aber wenn ich die Unterkunft wechselte und in einem anderen Gasthaus zu Mittag aß, so würde es für eine bescheidene Lebensführung reichen. Während ich derartige Überlegungen anstellte, bewies Elise ihre Liebe und warf mir einen Rettungsanker zu. Ich weiß nicht, wie sie ihre Mutter überredete, aber ich zog schließlich zu den beiden. Und irgendwann begannen wir auch unsere kümmerlichen Einnahmen zusammenzulegen. Mitten im Elend verbrachten wir eine glückliche Zeit.

Nach dem Morgenkaffee ging sie zu den Proben oder blieb zu Hause, wenn keine Proben waren. Ich begab mich zur Königsstraße, in eine Gaststätte, deren Straßenfront schmal war, die aber tief nach hinten ging. Dort las ich alle möglichen Zeitungen und notierte mir mit dem Bleistift dieses und jenes. In diesem von einem Deckenfenster erhellten Raum saßen junge Leute ohne feste Arbeit neben Greisen, die ihr wenig Geld verließen und gemütlich vor sich hinlebten, und Geschäftsleuten, die eine kurze Pause an der Börse ausnützten, um sich hier auszuruhen. Was müssen wohl die Fremden über den Japaner gedacht haben, der eifrig schreibend an dem Steintisch saß, ohne zu beachten, daß der Kaffee, den die Kellnerin gebracht hatte, kalt wurde, und immer wieder zur Wand ging, wo zahllose Zeitungen zwischen langen Holzleisten eingeklemmt hingen? Und manche werden auch mit Verwunderung hinter dem ungewöhnlich zarten Mädchen, das aussah, als könne es auf einer ausgestreckten Handfläche tanzen, hergesehen haben, wenn es an Tagen, an denen es Proben hatte, gegen ein Uhr auf dem Heimweg vorbeikam und mit mir die Gaststätte verließ.

Mein Studium lag darnieder. In dem von einer Lampe schwach erleuchteten Dachzimmer schrieb ich an meinem Tisch Zeitungsartikel und neben mir saß Elise, heimgekommen vom Theater, in ihrem Sessel und nähte. Während ich früher das vertrocknete Paragraphenlaub auf dem Papier zusammengekehrt hatte, sammelte ich nun alle möglichen Informationen und schrieb unter Einsatz meiner ganzen Kraft, mich eher an Heine als an Börne orientierend, die verschiedensten Artikel über die bewegte politische Situation und die neuen Erscheinungen im Bereich von Literatur und Kunst. Ich berichtete ausführlich darüber, wie Wilhelm I und Friedrich III hintereinander starben, über die Thronbesteigung des neuen Kaisers und über die Frage, ob Fürst Bismarck weiter im Amt bleiben oder seinen Rücktritt einreichen werde. So war ich in der Folge sehr beschäftigt und fand nahezu keine Zeit, die wenigen Bücher, die ich besaß, zu lesen und mich meinem ursprünglichen Studium zu widmen. In der Universität war ich noch eingeschrieben, da ich aber kaum das Kolleggeld bezahlen konnte, ging ich nur selten zu der einen Vorlesung, auf die ich mich beschränkt hatte.

Mein Studium lag darnieder. Aber ich entwickelte gewisse andere Kenntnisse. Worin sie bestanden? In Europa reicht wohl kein Land an Deutschland heran in der Verbreitung von Populärwissenschaft. Verstreut in Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften erscheinen nicht selten überaus hochrangige Erörterungen. Ich las diese, seit ich Korrespondent geworden war, mit meinem während der Zeit, da ich noch häufiger die Universität aufsuchte, geschärften Blick. Ich las und las und schrieb ab und notierte. Dabei erweiterte sich mein Wissen, welches bisher nur einen einzigen schmalen Weg gekannt hatte, ganz von selbst, es wurde umfassend und erreichte ein Niveau, von dem die meisten meiner in Berlin studierenden Landsleute nur träumen konnten. Manche von ihnen konnten ja nicht einmal die Leitartikel der Zeitungen richtig lesen.

Es kam der Winter des Jahres 1888. In den Hauptstraßen